

# Der Jubilar

Autor(en): **David, J.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670579>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Eine Dame möchte Herrn Danner besuchen. Sie heißt Frau Reems und sagt, Herr Danner wisse um ihr Kommen.“

„Gut, die Sache ist in Ordnung. Du kannst die Dame einlassen.“

Tine Arends erhob sich. Sie begrüßte die Eintretende, die überrascht schien, eine andere Frau vor sich zu sehen, mit einem leichten Kopfnicken. „Ich bin die Sekretärin des Direktors. Mein Name ist Arends, Tine Arends — vielleicht haben Sie schon von mir gehört. Herr Danner mußte zu einer geschäftlichen Besprechung auswärts gehen, doch hat er mich beauftragt, Sie in Ihrer Angelegenheit anzuhören. Bitte, wollen Sie sich setzen.“

Tine wies der andern einen Platz an, der sie ins volle Licht der zu den hohen Fenstern hereinflutenden Sonne stellte, und dieses Licht war unbarmherzig.

„Sie hat sich aufgetakelt, da sie meinte, einen Mann betören zu können,“ dachte die Sekretärin hart. Wie alt sie doch aussieht, mit den Fältchen um die Augen und mit diesem welken, viel zu stark gefärbten Mund! Vielleicht war sie vor zehn Jahren einmal hübsch... Und dieses billige Kostüm! So recht jemand, der mit fast keinem Geld einen gewissen Chic herauszukehren probiert. Lächerlich!“

Und während Tines Gedanken unerbittlich diesen Weg gingen, saß die andere, nervös mit ihrem Taschentuch spielend, ihr gegenüber. Sie sprach kein Wort, sie hatte begriffen, wen sie vor sich hatte, und wußte, was ihr bevorstand: fortzugehen, wie ein verjagter Hund! —

„Diese Frau“, sagte sich Tine, „hat Karl lieb gehabt, wenigstens hat er mich wegen dieser Frau verlassen.“ Und neben dem Haßgefühl für jene, die sie um ihr Glück gebracht, stieg eine andere Empfindung in ihr auf: ein Gefühl der Geringschätzung dem toten Manne gegenüber, der diese Frau über sie selbst gestellt hatte! — Es war eine so schmerzliche Empfindung, daß es Tine schien, das Herz müsse ihr brechen. Aber dann atmete sie tief auf, und auf einmal kam es ihr vor, als ob sie jetzt zum ersten Mal, seit Karl sie verlassen, das Gefühl der Erniedrigung aus ihrer Seele bannen könnte. Wie dumm und klein war das alles und — längst vorbei! Sie stand auf und betrachtete sich selbst im Spiegel. Sie war jung, mit dieser Frau verglichen, sie hatte eine gute Stelle, verdiente ihr eigenes Brot und wußte, daß es immer noch Männer genug gab, die...

Auch die andere war aufgestanden, bereit, den Urteilspruch zu hören und — wegzugehen.

„Was mich betrifft, können Sie die Stelle bekommen, obschon unser Büro kein Institut für Wohltätigkeit ist,“ sagte Tine Arends mit fester Stimme. „Ich weiß natürlich nicht, was Sie beanspruchen, aber die geforderte Arbeit ist ganz einfacher Art: Besorgung von Archiv und Briefen, — ein Kind könnte es lernen. Gehalt dementsprechend: 60 Gulden monatlich.“

Tränen der Reue traten der Wittve Karl Reems in die Augen, während sie mühsam einen Dank zu stammeln versuchte. Doch Tine Arends läutete schon dem Diener, daß er die Dame hinausgeleite.

## Sand am Strand.

Sand am Strande, schnell erregt,  
Ewig umgetrieben,  
Flutgeschaukelt, sturmbewegt,  
Am Geklipp' zerrieben,  
Glitzerhell im Sonnenbrand,  
Naß vom Wasserschaume,  
Wechselnd zwischen Well' und Land  
Wandernd wie im Traume.

Sand am Strand, was sind wir mehr?  
Windes Fahrtgenossen!  
Schicksalswogen, dumpf und schwer,  
Rätselhaft entsprossen,  
Jubelnd heut im Liebespiel,  
Morgen gramdurchfeuchtet,  
Auf der Jagd nach fernem Ziel,  
Das ob Klippen leuchtet.

Jakob Heß.

## Der Jubilar.

Von J. J. David.

Es war der erste Abend nach der Festwoche mit ihren Anstrengungen und Aufregungen. Also war es riesig gemütlich in der kleinen Stube.

Man hatte den Jubilar in allen Tonarten gefeiert, ihm Festessen geboten, so kostbar sie nur zu erschwingen waren. Deputationen hatten sich

auf der steilen, schmalbrüstigen Stiege gedrängt; und Herren waren emporgestiegen, die oben glücklich angelangt, höchst verwundert den Kopf schüttelten, sich in solcher Höhe zu finden. Darnach boten sie dem Greise die Hand, sprachen gerührt etwas Sinnreiches und entfernten sich wieder, innerlich überzeugt, das Ihrige zur Ehrung des höchst würdigen und ohne Zweifel verdienten Mannes getan zu haben.

Und nun war der ganze Rummel vorüber, und es blieb nichts übrig als das angenehme Gefühl, daß er überstanden und seine Wiederkehr für volle zehn Jahre nicht in gleicher Ausdehnung und Gewaltigkeit zu besorgen sei. Wer weiß aber, wenn er einmal die Siebzig hinter sich hat, was sich in einem Dezennium begeben wird? Wer macht sich gar Gedanken darüber? Selbst dann, wenn er sich vollkommen rüstig, frisch, ja tatenlustig fühlt? Es ist das schöne Recht und die eigenste Kunst des Alters, die Stunde zu schlürfen und ganz nach ihren besonderen Qualitäten auszukosten. Und, wie gesagt, die Stunde war höchst angenehm.

Das Abendbrot war gut, einfach und kräftig gewesen. Das weiß einer zu schätzen, dem man eine volle Woche hindurch die unerhörtesten Lektereien zugemutet und aufgezwungen. Das Bier war klar und frisch. Das schmeckt doppelt nach all den schweren und hitzigen Weinen, in denen man dem Jubilar zugetrunken, ohne nur zu fragen, ob sie ihm auch bekämen. Es war bürgerlich sauber, aber ohne jede Überfeinerung gedeckt. Nur einzelne schöne Rosen standen noch in schlanken Kelchgläsern und überhauchten die Tafel mit einer leisen Festlichkeit. Und so hübsch still und friedlich war es, und der alte Herr vollkommen sicher, er werde keinen Überfall in Form einer tiefgefühlten und bedeutsamen Festrede überstehen und mit Anmut und Geistesgegenwart und höchst beredt zurückschlagen müssen. Es gibt Augenblicke, in denen man für diese Sicherheit unendlich dankbar ist.

Die Frau des Hauses hatte sich zeitig zurückgezogen. Ihr lag noch alles in den Gliedern, was so herrlich in ihr stilles Leben mit Lärm und Ehren hereingebrochen war. Nun waren der Jubilar und sein Gast allein. Der alte Herr war eine sehr vornehme Erscheinung. Unter schneeweißen und vollen Haaren fluge, schwarze, leuchtende Augen. Schneeweiß der Schnurrbart, blank und kräftig das Gebiß. Er war angetan mit einer tadellosen Sauberkeit: wechselte er den bequemen Hausrock, so konnte er, mußte man meinen,

jeden Augenblick in der erlesensten Gesellschaft erscheinen. Er war schlank, ohne jede Neigung zur Fülle und hielt sich sehr stramm. Einer jener Menschen, die niemals eine Neigung zur Bummelerei in sich gekannt oder an anderen, so weit es an ihm lag, geduldet hatten, die ihre Pflichten getan, ihr Werk vollbracht hatten ohne alles Aufheben, ohne falsches Bedauern oder Mitleid mit sich und anderen. Der Jüngere hatte eine leise Ähnlichkeit mit ihm; vielleicht nur von der Art, wie der Wunsch, einem verehrten Freunde zu gleichen, sonst ganz ungleiche Züge prägt und einander anähneln.

Sie schwiegen beide. Ein französisches Uhrchen tickte mit sehr lebendigem und munterem Klang und schlug die Viertelstunden mit einem hellen und leifenden Tone, als litte es keine Widerrede und keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Angaben. Der junge Mensch erhob sich: „Und nun will ich gehen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir gerade diesen Abend in Ihrer Gesellschaft vergönnt haben. Aber Sie müssen müde sein.“

Eine schlanke Hand, gegen deren Schönheit das Alter nichts vermocht hatte, griff nach der seinen, hielt sie fest, streichelte sie mit einer eigentümlichen, weichen Zärtlichkeit. „Bleiben Sie noch ein wenig. Ich bin ein alter Mann, und ich brauche wenig Schlaf. Ich möchte noch nicht allein sein. Es gehen mir so verschiedene Gedanken im Kopf herum.“

„Alle doch wohl angenehm?“

„Alle?“ Er sah in sein Glas. „Alle doch nicht.“

„Man hat Sie doch so gefeiert...“

Ein sehr kluges Lächeln: „Ja. Man hat mir meine Verdienste um die Literatur der Gegenwart und meine Stellung in ihr für alle Zukunft recht eindringlich zum Bewußtsein gebracht.“

„Sie sagen das mit Bitterkeit und so ironisch, Meister!“

„Mit Bitterkeit? Nein. Aber ganz ernsthaft bleiben kann man nicht dabei.“

„Das versteh' ich nicht recht. Ich meine, Tage, wie die hinter Ihnen liegenden, müßten ein ganzes Leben vergolden und vergüten, was immer einem darin nicht nach Wunsch gegangen ist.“

„Es mag ja so sein. Es kann schon so sein, und ich habe nur noch nicht den richtigen Standpunkt gefunden.“ Er griff nach einem sehr schönen Apfel und schälte ihn langsam und bedächtig: „Sie sehen mich eben nur am Ziele. Auf dem Wege haben Sie mich nicht gesehen.“

„Nun, der Weg hat Ihnen nicht viel angehabt!“

„Kann ja sein. Aber ist das das Verdienst des Beges?“ Er zog die Schalen auseinander, legte sie sich ums Handgelenk und freute sich ihrer Kühle. Dann nahm er eine Flasche Wein, bedachte seinen Gast und sich und begann:

„Sie wissen, ich bin nunmehr ein berühmter Mann. Ich habe es schwarz auf weiß, und ich darf es also von mir selber sagen.

Seit wann bin ich es aber? Und was kennt man von mir? Nehme ich einzelne Gedichte aus, denen der Komponist auf die Beine geholfen hat, so sind es doch nur die Arbeiten meiner letzten Jahre, von denen man spricht. Es ist also, sagen wir, eine Lücke von dreißig Jahren in meinem Leben. Meinen Sie wirklich, man spürt das nicht oder sie ist wie immer zu füllen?

Ich habe begonnen wie jeder — mit Gedichten. Sie haben gefallen, sie sind in Musik gesetzt, sind dadurch und manchmal durch eine glückliche Wahl des Stoffes sogar im Volke bekannt geworden. Dann hab' ich mich an Novellen gemacht. Auch sie fanden ihren bescheidenen Anwert. Man merkte, ich wollte doch etwas mehr, als nur die Neugierde füttern. Ich bekam meine Nummer und meine Klasse.

Dabei blieb es aber nun. Ein volles Menschenalter. Was ich gab, das wurde pünktlich und mit einer gewissen Achtung registriert. Wagte ich etwas Neues, Kühneres, Größeres — nun, man hat mir auch dann nicht wehe getan. Aber ein gewisses Mißtrauen war denn doch — so. Der Mann will mehr, als wir ihm zugestanden haben. Er will uns unbequem werden. Wir haben ihn nun ganz hübsch und selbst wohnlich untergebracht. Damit soll er sich nun aber bescheiden.

Nun ist aber der in meinen Augen gar kein Künstler, der immer wieder nur das macht, was er ausprobiert hat und vollkommen sicher kann. Das ist doch nur ein Handwerker, der nach seinem Modell formt oder über seinen bewährten Leisten schlägt. Man muß überall versuchen und sich umtun; denn überall gewinnt man etwas für sich. Und man hat ja Augenblicke, in denen einem wird, so, als hätte man Flügel bekommen, und es gibt gar keine Schwierigkeit und kein Hindernis mehr für einen, und man macht Dinge, von denen man sicher weiß, sie sind neu, und man ist in ihnen ein gut Stück über sich selber hinausgewachsen. Und man könnte noch ganz anderes, man möchte austauschen in einer Gegend, wo einen niemand sucht, wenn — ja wenn!

Und am Ende: Säemann nur für die Zukunft will nun doch kein Mensch sein. Das ist ein sehr

unsicherer Prozeß, den man der Nachwelt führen will, und der lebt nicht, der sich gerne darauf einläßt. Ein Künstler schon gar. Er ist ja doch im letzten Grunde und mit aller Notwendigkeit ein Augenblicksmensch. Und er muß eitel sein, so bescheiden und natürlich er sich geben mag. Er wünscht Anerkennung auch seines Strebens; denn sonst resigniert er und dankt ab, verknöchert, statt immer lebendig und in beständiger Bewegung zu sein und sich zu rühren. Und wenn er schon nicht hört: was du gemacht hast, ist das Rechte, so will er mindestens vernehmen: der Weg, den du da gehst, ist gut, mach nur fort darauf, und du wirst schon dorthin kommen, wo nur die Ganzen und Tüchtigen anlangen.

Und ich wäre dorthin vorgedrungen. Ich weiß es heute, wo ich mich nicht mehr über mich selber täusche und weiß, daß man in Wochen nicht das leistet, was man in Monaten nicht zusammengebracht hat. Der Zuruf aber blieb aus. Er klang wohl. Nun dem, nun jenem. Mir niemals seit meinen Anfängen. Und man sieht, wie einem immer wieder einer vorkommt, und manchmal weiß man warum, aber in den meisten Fällen begreift man nicht einmal, wieso das möglich war. Und man erkennt mehr und mehr, daß man in einem ganz engen Kreis eingeschlossen ist und darin sein Leben lang verbleiben soll, und man zählt sich die Guten, Wackeren und Verständigen her, die dazu gehören, und vertröstet sich mit ihnen. Das ist aber nicht das Richtige, durchaus und in keinem Sinne; denn ein Künstler braucht keinen Trost. Er braucht die rechte Freudigkeit. Er muß sich denken dürfen, wenn er an seine Arbeit geht: es warten viele auf das, was du diesmal zu sagen hast, nicht nur einige wenige, immer dieselben, zu denen sich höchstens aus Zufall und manchmal ein neuer gesellt. Die hältst du dann freilich fest, und sie stehen zu dir. Aber das geht zum Verzweifeln langsam, und es ist sehr schlimm, wenn man sich immer wieder einen Ruck geben muß, statt in schönem Schwunge gleichmäßig dahinzuschweben — nun höher, nun näher dem Boden, nachdem es Raum, Bedürfniszustand der Kräfte bestimmen.

Und dann die Rückwirkung zu Hause; denn ich habe früh geheiratet, und wir hatten's immer knapp und bis vor kurzem, wo sie fettere Honorare zahlten und die Bücher eben auch zu gehen anfangen, haben wir es auch rechtchaffen mit den Sorgen gehabt. Und die Frauen sind nun einmal ein begehrlisches Geschlecht, und sie wollen sehen, daß ihr Mann vorwärtskommt und etwas gilt

in der Welt. Sonst können sie nach ihrer ganzen Natur nicht denken, daß er etwas ist, und gleich Kindern kann man ihnen nichts versagen, ohne daß sie sich innerlich kränken und meinen, man meine es vielleicht gar böse mit ihnen. Und es ist ein sehr merkwürdiges Gleichheitsgefühl in ihnen. Keine will glauben, die andere sei mehr oder besser als sie und dürfe es also auch besser haben. Und anfangs bewundern sie den Mann natürlich grenzenlos. Er ist der klügste aller Männer — schon seine Wahl, daß er just sie genommen hat, beweist das für jeden Verstand und über allen Zweifel. Dann kommen die bösen Bedenken. Es rückt so gar nichts vorwärts, und langsames Schreiten und Stillstand scheinen ihnen natürlich dasselbe. Man verhärtet sich gegeneinander, man will spornen, man findet Ungeschick und Untauglichkeit vor den Fragen des wirklichen Lebens und vor seinen Ansprüchen. Eine kleine Schadenfreude erwacht in aller Güte, in aller wirklichen Liebe zueinander, die man sich vielleicht noch gerettet hat. Es gibt Stürme. Sehr arg sind die, welche eine Frau in sich verschließt; denn sie widersprechen ihrer ganzen Beschaffenheit, nach welcher sie sich mindestens dem Manne gegenüber soll grenzenlos offenbaren können. Und immer schwerer lastet das Leben auf einem, der es nicht einmal zum schlimmsten getroffen hat. Man arbeitet fort — weil man muß, weil die Maschine nun einmal im Gange ist! Manches, das man gar nicht gerne macht, und es gefällt dann den Leuten besser als etwas, womit man sich ganz besonders bemüht und an das man seine beste Kraft gesetzt hat. Und es geht sich schlecht gelassen neben einem, der sich innerlich vor Ungeduld und allerhand Sehnsucht abzappelt.

Man möchte verzagen. Immer unsicherer wird man. Immer einsamer und also wehleidig. Und es ist sehr böse, wenn man nichts hat, woran man sich halten kann, als sich selber.

Und dann, wenn man sein Spiel schon verloren glauben muß, dann kommt der Umschwung. Sehr langsam, aber man spürt ihn doch gleich und atmet auf. Und dies ist eigentlich das einzige Hübsche an späten Erfolgen.

Das eigene Geschlecht hat man überlebt. Und es ist eine große Angst in einem: die deiner Zeit angehört, die wollten nichts von dir wissen. Nun sprichst du gar zu einem neuen Geschlechte. Wie wird dich das verstehen und sich zu dir stellen können?

Und dann erwachte das Gewissen. Man besah sich den Mann, den man so lange im Winkel

stehen gelassen, und man fand, daß man sich immer noch mit ihm in Ehren sehen lassen, ja sogar Staat mit ihm machen könne. Man suchte nach Ursachen, wie es möglich gewesen sei, daß man ihm so lange nicht gerecht geworden. Man fand sie auch — was läßt sich nicht kulturhistorisch erweisen und philosophisch sehr schön begründen, wenn man just will?

Man rühmte seine schöne Simplizität. Aber das ist ja einfach eine Eigenschaft des Alters. Da hat man schon so viele Fragen hinter sich, daß man keine Sehnsucht in sich spürt, sich noch neue aufzupacken. Und man hat das Bedürfnis, alles sich recht klar zu machen. Man will in allem, was man beginnt, ein greifbares Ende sehen, und man versteht ja sicherlich mancherlei, über das man sich früher sehr verwundert oder entrüstet hätte. Das ist aber nicht das Richtige. In der Frage steckt nicht die Antwort allein, sondern noch etwas darüber. Und aus scheinbarer, ja ursprünglicher Verworrenheit kann immer wieder eine Welt entstehen.

Ich will sogar annehmen, es sei bei der Festlichkeit nicht die kleinste Komödie mitgewesen, es hätten nicht so viele Hosianna gerufen, damit man gütigst bemerke, wie neidlos sie sind und wie geneigt sie seien, die Größe anzuerkennen, oder wie wichtig sie seien, daß ohne sie ein derartiges Ereignis nicht einmal zu denken sei. Es wäre also ehrlich gewesen; was aber heißt das? Kann es mir dreißig Jahre voll Sorgen und Beklemmungen und Unsicherheit vergüten? Und wird es dadurch nicht wahr: man hat mich zu Mittag hungern lassen, um mich am Abend mit Leckerzeug gründlich zu überfüttern?"

Er schwieg. Der junge Mann erhob sich: „Sie sind sehr abgespannt und ungerecht heute,“ sprach er.

„Sonne zu Abend reißt keine Frucht. Am Tage muß sie scheinen und es macht nichts, wenn es sich vor der Nacht wölkt.“

„Wir sprechen noch darüber . . .“

Eine kurze Gebärde. „Nein, lieber Freund. Davon nichts mehr. Es verstimmt mich zu sehr. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Stiegen knarrten. Ein Tor ging. Noch einen Blick warf der Gast nach den Fenstern, hinter denen allein noch ein Licht schien. Eines stand offen: das gute, kluge Greisenhaupt blickte nieder zur Straße, nickte, und sein schneeweißes Haar flog im Winde. Und dann erlosch das Licht.